

Gerhard Hirschfeld

Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg: Kriegserfahrungen in Deutschland.

Neuere Ansätze und Überlegungen zu einem diachronen Vergleich

Über Geschichtsschreibung zu den beiden Weltkriegen in einem zeitlich begrenzten Vortrag¹ zu handeln, ist ein vermessenenes, vielleicht sogar ein hoffnungsloses Unterfangen. Bereits Anfang der 1980er Jahre schätzte Andreas Hillgruber die Zahl der Publikationen, die sich allein mit dem Zweiten Weltkrieg befassen, auf mehr als 60.000 Monographien, Aufsätze und Dokumentenwerke.² Kein Historiker, nicht einmal ein Forschungsinstitut oder eine -bibliothek, ist heute noch in der Lage, die international publizierte Literatur auch nur annähernd vollständig zu erfassen, geschweige denn auszuwerten. Es überrascht daher nicht, dass sich kaum eines der nach 1945 in zahlreichen Ländern gegründeten zeitgeschichtlichen Institute und Dokumentationszentren explizit mit der Geschichte *beider* Weltkriege beschäftigt hat: in der Regel stand die unmittelbar zurückliegende Katastrophe des Faschismus bzw. Nationalsozialismus und die deutsche Besatzung im Zweiten Weltkrieg im Zentrum der nationalen Forschungen. Erst in jüngster Zeit richtet sich der Fokus einiger dieser „Zweiter-Weltkriegs-Institute“ (u.a. in Amsterdam und Brüssel) ansatzweise auch auf die „Urkatastrophe Europas“ – wie der amerikanische Historiker und Diplomat George F. Kennan den Ersten Weltkrieg zutreffend genannt hat.³

Auch in der universitären Geschichtswissenschaft – zumindest der deutschen – lässt sich diese Trennung stets noch aufzeigen: die Zäsur von 1918/19 markiert nicht nur eine Epochengrenze, sondern weist – häufig genug – Lehrenden wie Forschenden ihre jeweiligen Betätigungsfelder zu: hier die Neuere Geschichte, dort die Zeitgeschichte. Das

¹ Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Vortrags am Willy-Brandt-Zentrum der Universität Breslau (23.6.2003) und am Deutschen Historischen Institut Warschau (25.6.2003).

² Andreas Hillgruber, *Endlich genug über Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg? Forschungsstand und Literatur*, Düsseldorf 1982.

³ George F. Kennan, *Bismarcks europäisches System in der Auflösung: die französisch-russische Annäherung 1875-1890*, Frankfurt a. M. 1981, S. 12.

Ergebnis war (und ist) immer noch eine ständig zunehmende Spezialisierung und Differenzierung der Forschungsinteressen und -themen, die eine historische Betrachtung der beiden Weltkriege als aufeinander zu beziehende Ereignisse bislang weitgehend unmöglich machten. Erst vor dem Hintergrund der jüngeren Darstellungen und Diskussionen über das „kurze 20. Jahrhundert“ (von 1914 bis 1989/90) mit seinen Brüchen und Kontinuitäten, seinen Katastrophen und Krisen, haben einige Historiker und Historikerinnen damit begonnen, die Weltkriege und die dazwischen liegende Zeit des *inter-bellum* als eine Einheit zu betrachten: Das Wort vom *zweiten Dreißigjährigen Krieg* macht die Runde.⁴ Dieses vorsichtige Zusammenführen der beiden globalen Großereignisse wiederum führt inzwischen dazu, dass nun auch singuläre historische Entwicklungen und Strukturen im Verlauf der Weltkriege aufgegriffen und in komparativer Absicht analysiert werden.⁵ Allerdings gilt dies bislang weniger für die politischen und militärischen Ereignisse oder die ökonomischen Verhältnisse als für das alltägliche Verhalten der Menschen in den Kriegsgesellschaften (und zwar sowohl an der Front wie in der Heimat), für die kulturellen Veränderungen unter den Bedingungen des Krieges oder für den Umgang mit Krieg und Gewalt in den jeweiligen Nachkriegsdebatten – mithin alle Themen, die wir historiographisch der Alltags-, Mentalitäts- oder auch der Kulturgeschichte des Krieges zuordnen. Voraussetzungen für diese erweiterte Sicht war ein (inzwischen häufig erwähnter) Paradigmenwechsel in der historischen Forschung zu den Weltkriegen, wie er sich seit der Mitte der 1980er Jahre vollzogen hat – zunächst für den Ersten und dann mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung auch für den Zweiten Weltkrieg. Im Mittelpunkt dieser Annäherungen an den Krieg standen (und stehen) das so genannte *Kriegserlebnis* und die *Kriegserfahrungen* der Menschen.

Im Folgenden werde ich versuchen, die Gründe zu benennen, die zu diesem Paradigmenwechsel in der Weltkriegsforschung geführt haben und einige der Themenbereiche und methodischen Ansätze aufzeigen, mit denen sich inzwischen (nicht nur deutsche) Historiker und Historikerinnen beschäftigen. Im zweiten Teil dieses Vortrags stelle ich die Frage nach möglichen und sinnvollen Vergleichsebenen für eine gemeinsame analytische Betrachtung beider Weltkriege.

⁴ Zuletzt betont dies Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949*, München 2003, S. XIX.

⁵ Vgl. hierzu Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker/Christian Ingrao/Henry Rousso (Hg.) *La Violence de guerre 1914-1945. Approches comparées des deux conflits mondiaux*, Paris 2002.

Zunächst eine Vorbemerkung: Die Weigerung mancher deutscher Historiker, sich auf einen parallelen Diskurs über analoge Themen der Weltkriege einzulassen, hat – worauf des Öfteren entschuldigend hingewiesen wird – nur wenig mit dem divergierenden Stellenwert der Kriege in der kollektiven Erinnerung der Europäer zu tun. Allerdings werden die beiden Weltkriege von der Mehrheit der Deutschen höchst unterschiedlich wahrgenommen. Sowohl im „kulturellen“ wie im „kommunikativen“ Gedächtnis (Jan Assmann) der heute lebenden Deutschen haben die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs jene des Ersten inzwischen nahezu völlig verdrängt: ähnlich übrigens wie in Russland und anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion, wo der „Große Vaterländische Krieg“ allein schon durch die unermessliche Zahl seiner Opfer die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg weithin überlagert hat. Dies gilt aus unterschiedlichen Gründen auch für einige andere Länder, die im Ersten Weltkrieg abseits standen wie etwa die Niederlande.⁶ Das deutsche und das russische Gedächtnis verhält sich hier ganz anders als dasjenige der Menschen in Frankreich und insbesondere in Großbritannien (oder auch der ehemaligen Dominions Kanada, Australien und Neuseeland), wo der Erste Weltkrieg noch stets als der „Große Krieg“ (*La Grande Guerre* bzw. *The Great War*) wahrgenommen wird. Wer einmal englischen Schulklassen in Flandern oder an der Somme begegnet ist, der ist immer wieder überrascht von der Ernsthaftigkeit und dem ausgeprägten Interesse, mit denen sich die Urenkel der Kriegsgeneration den britischen Gedächtnisorten und Schauplätzen der verlustreichsten Schlachten des Ersten Weltkriegs nähern.

Auf dem Weg zu einer Kulturgeschichte der Kriegserfahrung

Während der Erste Weltkrieg für die Mehrheit der Deutschen nach 1945 zunehmend im Schatten von Nationalsozialismus und Holocaust verschwand, hat er für ihre Historiker niemals seine zentrale Rolle in der modernen deutschen und europäischen Geschichte eingebüßt. Allerdings galt es für die westdeutschen Historiker erst, die „Burgsicherungsmentalität“ (Wolfgang Jäger) einer älteren, national geprägten Historikergeneration zu überwinden, ehe eine ernsthafte und kritische Befassung mit dem Ersten Welt-

⁶ Vgl. M. C. Brands, *The Great War die aan ons voorbijging. De blinde vlek in het historische bewustzijn van Nederland*, in: *Het belang van de Tweede Wereldoorlog*, Den Haag 1997, S. 9-20.

krieg einsetzen konnte.⁷ Mir scheint, dass die Weltkriegsforscher der DDR, ungeachtet ihrer einseitigen Orientierungen an einer marxistischen Sicht der Weltläufe, hierbei zumindest eine Zeit lang die (Forscher-)Nasen vorn hatten.⁸ Erst die Fischer-Kontroverse zu Beginn der 1960er Jahre, der erste große „Historikerstreit“ in der deutschen Nachkriegsgeschichte, führte schließlich zu einer nachhaltigen Beschäftigung der westdeutschen Historiker mit dem Ersten Weltkrieg.⁹ Fritz Fischers Thesen, die bekanntlich von der überwiegenden Verantwortlichkeit Deutschlands am Weltkrieg ausgingen, bewirkten neben aller Polemik zugleich einen mächtigen Forschungsschub. Das Bild des deutschen „Weltmachtsstrebens“, des „Griffs nach der Weltmacht“, geriet zunehmend plastischer: Insbesondere die innenpolitischen und strukturellen Voraussetzungen des aggressiven Charakters der Wilhelminischen Gesellschaft wurden von der Forschung nun zunehmend vertieft.

Diese strukturalistisch-sozialgeschichtliche Sicht bildete in den 1970er Jahren gleichsam auch die Matrix der wichtigsten Studien über den Ersten Weltkrieg selber. Naturgemäß standen dabei die Organisation der Kriegswirtschaft im Zentrum, aber auch Ursache und Auswirkung der kriegsbedingten Inflation, die Beziehungen auf dem Arbeitssektor sowie allgemein die politischen und ökonomischen Krisen innerhalb der deutschen Gesellschaft als Folge des Krieges. Die beiden wichtigsten und zugleich einflussreichsten Arbeiten dieser Forschungsperiode waren zweifellos die Arbeit des amerikanischen Historikers Gerald D. Feldman über „Army, Industry and Labor in Germany 1914-1918“¹⁰ sowie Jürgen Kockas brillante, wenngleich in ihrer theoretischen Bezogenheit leicht überfrachtete Studie über die deutsche „Klassengesellschaft im Krieg“.¹¹ Kockas Studie ist ein besonders treffendes Beispiel für das in den 1970er Jahren einflussreiche Konzept der „historischen Sozialwissenschaft“ mit ihrer – vielleicht sogar notwendigen – Einseitigkeit in Bezug auf die von ihr aufgeworfenen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragen.

⁷ Gerd Krumeich/Gerhard Hirschfeld, Die Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg, in: dies./Irina Renz (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn u.a. 2003, S. 304-315

⁸ Fritz Klein, Die Weltkriegsforschung der DDR, in: ebd., S. 316-319.

⁹ Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18*, Düsseldorf 1961; vgl. Konrad H. Jarausch, Der nationale Tabubruch. Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik in der Fischer-Kontroverse, in: Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht (Hg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945*, München 2003, S. 9-40.

¹⁰ Dt.: Gerald D. Feldman, *Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914-1918*, Berlin 1985.

¹¹ Jürgen Kocka, *Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918*, Göttingen 1973.

Seit der Mitte der 80er Jahre lässt sich jedoch eine sehr unterschiedliche Herangehensweise der Historiker an die Geschichte des Ersten Weltkriegs beobachten: In dieser Zeit begann die Rückkehr des Individuums auf die historische Bühne und die Entdeckung des methodischen Ansatzes der so genannten „Alltagsgeschichte“ durch die Weltkriegshistoriker. „Alltag“ ist natürlich kein exakter wissenschaftlicher Begriff, eher handelt es sich hierbei um eine Sammelbezeichnung für unterschiedliche Ausprägungen der alltäglichen Erfahrung von Menschen.¹² Die Vertreter des Konzepts der „Alltagsgeschichte“ sprachen von einem Ansatz „radikaler Pluralität“ ohne theoretische und methodische Überfrachtung.¹³ Nicht von ungefähr wurden sie von ihren Kritikern, darunter den Vertretern der „historischen Sozialwissenschaft“ Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka, wegen ihres Verzichts auf eine explizite theoretische Fundierung als „Barfuß-Historiker“ bezeichnet, für die emotionale Hinwendung zu den Menschen oftmals kritische Reflexion und Analyse ersetzen.¹⁴ Für die Weltkriegsforscher war die Aneignung der methodischen Konzepte einer „Geschichte von unten“, wie die Alltagsgeschichte gern charakterisiert wurde, aber nicht nur ein wissenschaftlicher Reflex auf eine methodische Neu-Orientierung eines Teils der Geschichtswissenschaft. Der damals einsetzende Paradigmenwechsel war auch das Ergebnis eines tief empfundenen Unbehagens mit den bisher beschrittenen historiographischen Wegen: der Politik- und Diplomatiegeschichte und ihrer Betonung der Rolle der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Eliten oder dem Ansatz der „historischen Sozialwissenschaft“, die sich mit ökonomischen und sozialen Strukturen beschäftigte, wobei jedoch das Individuum zumeist in einer abstrakten sozialen Gruppe oder Klasse verschwand. Trotz der zweifellos vorhandenen Wertschätzung sozialhistorischer Konzepte und Ansätze war der Haupteinwand, den die Alltags- und Mentalitätshistoriker gegenüber einer reinen Strukturgeschichte erhoben, dass diese weithin eine „Geschichte des Krieges ohne den Menschen“ (Gerd Krumeich) sei.¹⁵ Strukturgeschichte sei nicht in der Lage, sich mit dem wichtigs-

¹² Vgl. Detlev Peukert, *Arbeiteralltag – Mode oder Methode?*, in: Heiko Haumann (Hg.), *Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung*, Berlin 1982, S. 8-10; ders., *Alltagsgeschichte – eine andere Perspektive*, in: ders., *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde*, Köln 1982, S. 21-26.

¹³ Vgl. Thomas Lindenberger/Michael Wildt, *Radikale Pluralität. Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 29 (1989), S. 393-411; vgl. auch Peter Steinbach, *Geschichte des Alltags – Alltagsgeschichte*, in: *Neue Politische Literatur* 31 (1986), S. 249-273.

¹⁴ Vgl. hierzu Thomas Lindenberger, *„Alltagsgeschichte“ oder: Als um die zünftigen Grenzen der Geschichtswissenschaft noch gestritten wurde*, in: Sabrow/Jessen/Große Kracht (Hg.), *Zeitgeschichte* (wie Anm. 9), S. 74-91.

¹⁵ Vgl. hierzu im Weiteren Gerd Krumeich, *Kriegsgeschichte im Wandel*, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd

ten Gegenstand der Geschichte angemessen auseinanderzusetzen, dem Menschen, und sie habe einen zentralen Aspekt der menschlichen Erfahrung des Krieges vernachlässigt, das so genannte „Kriegserlebnis“.

Was verstanden nun diese Historiker und Historikerinnen unter dem „Kriegserlebnis“? Die Antworten wurden von ihnen zumeist in der Form erkenntnisleitender Fragen formuliert: Wie erlebten die Menschen aller Schichten – die Soldaten an der Front wie auch Frauen, Männer und Kinder in der Heimat – den Krieg? Welche Auswirkung und Bedeutung hatte der Krieg für das Leben dieser Menschen? Bis zu welchem Ausmaß beeinflusste er ihr gesellschaftliches Verhalten, ihre Überzeugungen und Wahrnehmungen, etwa die direkte Erfahrung von Überleben und Sterben? Hat der Krieg neue soziale Gegensätze geschaffen oder bestätigte er nur den bestehenden gesellschaftlichen Status? Oder sehr viel konkreter gefragt: Was bedeutete die Trennung der Soldaten von ihren Familien? Wie gestaltete sich das Familienleben ohne den Vater, den Ehemann? Welche Rollen wurden den Frauen innerhalb und außerhalb der Familie zugewiesen? Brachte der Krieg für sie – wie gerne behauptet wird – einen Zugewinn an gesellschaftlicher und politischer Emanzipation? Oder stärker in die politische Wahrnehmungs- und Erfahrungsebene hineinleuchtend: Welches Bild von den Weltkriegsfeinden existierte in der Bevölkerung und welche Mechanismen zu seiner Stabilisierung waren hierfür notwendig? War dies nur ein Ergebnis der staatlichen Propaganda oder wirkten sich hier längerfristige Perzeptionen und Überzeugungen aus? Oder in Bezug auf die Geschichte nach 1918: An welche Ereignisse erinnerten sich später die Menschen und wie gingen sie mit dieser Erinnerung unter den Bedingungen der Nachkriegsgesellschaft um? Dies sind nur einige der Fragen und Themen, mit denen sich die neue Generation der Weltkriegshistoriker seit Mitte der 80er Jahre beschäftigt hat.

Diese neue Perspektive auf das „Kriegserlebnis“, die sowohl die Erfahrungen der Schützengräben als auch die der „Heimatfront“ darzustellen trachtete, hatte wenig gemein mit jenem soldatischen Blick auf das Kriegserlebnis, der die literarischen und politischen Romane der Weimarer Zeit beherrschte. Zwischen Ernst Jüngers Tagebuch-Beschreibungen des stahlgewitternden Krieges und seiner literarischen Schöpfung eines „Neuen Menschen“ (mithin des kämpfenden Mannes) auf dem Schlachtfeld und der

Krumeich/Irina Renz (Hg.), *„Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch...“: Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Essen 1993, S. 11-21.

empirischen Rekonstruktion der Kriegswirklichkeit durch die Alltagshistoriker liegen Welten – ganz zu schweigen von Jüngers radikal-ästhetischen und auch politischen Auffassungen. Die Mehrheit der Kriegsteilnehmer konnte sich wohl kaum mit dem von ihm propagierten Draufgängertum der „Fürsten des Grabens mit den harten, entschlossenen Gesichtern, tollkühn, geschmeidig vor- und zurückspringend, mit scharfen, blutdürstigen Augen, Männer, die ihrer Stunde gewachsen waren und die kein Bericht nennt“, identifizieren, wie Jünger die Soldaten an der Westfront in seinem frühen Werk „In Stahlgewittern“ zu charakterisieren suchte.¹⁶ Jüngers heroische Deutung war mithin nicht kommunizierbar: sie war eine ideologische Verzerrung des tatsächlichen Geschehens, das sich – wie Wolfgang J. Mommsen dies formuliert hat – „ohnehin nahezu jeder literarischen Artikulation entzog“.¹⁷ Ebenso deutlich ist, dass es ein einheitliches soldatisches Kriegserlebnis nicht gegeben hat. Gefahren und Entbehrungen, Tod und Verwundungen, Gefangenschaft und Heimkehr waren höchst ungleich verteilt und der jeweiligen Situation und den Umständen geschuldet. Jeder Soldat hatte gewissermaßen sein eigenes Kriegserlebnis, das sich erst in der Summe und damit in der notwendigen Repräsentativität für den Historiker erschließt.

Die zu Beginn des Krieges weithin propagierten Ideale der individuellen Tapferkeit und des selbstlosen Einsatzes für das Vaterland wurden rasch obsolet; gefragt waren stattdessen Leidensfähigkeit und Durchhaltevermögen unter extremen und widrigsten Verhältnissen. Der heldenhafte Kampf unter den Bedingungen des Stellungskriegs reduzierte sich auf die Erfahrung von Kälte, Schlamm und Nässe, auf das Ertragen von Ungeziefer und Krankheiten und die verzweifelten Versuche, dem feindlichen Artillerie- und Schrapnellbeschuss zu entkommen. Angesichts des weithin anonymen Massensterbens verlor der Tod des Einzelnen seine ihm zugeschriebene Sinnhaftigkeit auch deshalb, weil die Körper der Gefallenen häufig bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt waren.

Ein weiterer wichtiger Unterschied zwischen den Beschreibungen des „Kriegserlebnisses“ durch die Literaten des Ersten Weltkrieges und der Vorgehensweise der neuen Generation von Weltkriegshistorikern und -historikerinnen betrifft den Umgang mit den

¹⁶ Ernst Jünger, In Stahlgewittern, in: *Sämtliche Werke: Tagebücher I. Der Erste Weltkrieg, Bd. 1*, Stuttgart 1978, S. 226.

¹⁷ Wolfgang J. Mommsen, *Der Große Krieg und die Historiker: Neue Wege der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg*, Essen 2002, S. 28.

Quellen, den Tagebüchern und Erinnerungen, den Bildern und Fotografien sowie vor allem den Kriegsbriefen, die in beiden Richtungen – also zwischen Front und der Heimat – versandt wurden, der so genannten „Feldpost“. Vor allem die Entdeckung der Soldatenbriefe als einer bis vor Kurzem noch weithin ungesicherten *popularen* historischen Quelle erwies sich als wichtige Informationsgrundlage. Feldpostbriefe, wie sie sich zu Tausenden in den Archiven des Londoner *Imperial War Museum* oder der *Stuttgarter Bibliothek für Zeitgeschichte* finden, stellen eine bedeutende Quelle für die Erforschung der Mentalitäten breiter Bevölkerungsschichten unter den Bedingungen der totalen Mobilisierung und industriellen Kriegführung dar, wie der Tübinger Historiker Aribert Reimann in einem Vergleich zwischen deutscher und englischer Feldpost aufgezeigt hat.¹⁸

Die Heranziehung privater Briefe zur Rekonstruktion des „Kriegsalltags“ (Peter Knoch) ist unerlässlich, um jene Menschen zum Sprechen zu bringen, die ansonsten stumm geblieben wären. Ihre Erlebnisse wie auch ihre Ängste, Hoffnungen und Träume sind uns normalerweise nicht zugänglich. Einfache Soldaten, Bauern, Arbeiter und Angestellte aber wurden nun im Krieg angehalten – die Soldaten sogar in regelmäßigen Abständen durch die so genannte „Schreibstunde“ an der Front und in der Etappe – über ihre individuellen Erfahrungen und Erlebnisse Rechenschaft abzulegen oder sich einfach nur mitzuteilen. Natürlich gab es eine militärische Zensur, aber diese hatte auf die Art und Weise, wie Soldaten mit der Heimat kommunizierten, relativ geringe Auswirkungen – wie dies der Berliner Historiker Bernd Ulrich in seiner Studie über die „Feldpost“ im Ersten Weltkrieg gezeigt hat.¹⁹ Doch für den Historiker gibt es andere, vor allem methodische Probleme beim Umgang mit dieser Quellenart. Das offenkundige Unvermögen mancher Soldaten, sich angemessen zu artikulieren, oder aber die Absicht der Schreiber, ihren Familien den Horror des Krieges zu ersparen, zwingt den Historiker, der sich mit derartigen popularen Quellen beschäftigt, gelegentlich auch einmal „zwischen den Zeilen“ zu lesen oder einzelne Aussagen in den größeren Kontext kollektiven Verhaltens zu stellen. Aribert Reimann hat zudem auf den Umstand verwiesen, dass das jeweilige Kriegserlebnis nicht nur vom Verlauf des Krieges oder den Bedin-

¹⁸ Aribert Reimann, *Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs*, Essen 2000.

¹⁹ Bernd Ulrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933*, Essen 1997, Kap. II.

gungen in der militärischen Gruppe abhängig war, sondern dass sich in den Briefen deutlich auch schichten- bzw. klassenspezifische Auffassungen widerspiegeln: So waren die von ihm herangezogenen englischen Kriegsbriefe als Folge der unterschiedlichen Rekrutierungspraxis wesentlich stärker mittelschichtsbezogen als die der deutschen Soldaten.²⁰

Entsprechende Dokumentationen existieren natürlich auch für das „Alltagsleben“ an der „Heimatfront“, so in den Briefen und auch Tagebuchaufzeichnungen von Ehefrauen und Kindern, die den Gatten und Vater über die Ereignisse daheim auf dem Laufenden halten wollten. Private Briefe sind somit – neben Tagebüchern, Fotos und Frontzeitungen – die wichtigste Quellenbasis für die neue historiographische Annäherung an die Alltagsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Doch ganz so neu, wie sie sich vermutlich heute für den Laien ausnehmen, sind derartige private Quellen keineswegs. Die zuerst 1916 publizierte Briefsammlung des Freiburger Germanistikprofessors Philipp Witkop „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ stieß nach 1928 sowohl in Deutschland als auch – dank zahlreicher Übersetzungen – nach 1929 im Ausland auf ein auflagenstarkes Echo.²¹ Eine vergleichbare Sammlung von Kriegsbriefen gefallener Soldaten entstand Ende der 1920er Jahre, vermutlich unter dem Eindruck der Witkopschen Edition, in England (Sammlung Laurence Housman).²²

Eine große Bedeutung kommt in der deutschen Alltags- und Mentalitätsgeschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg inzwischen den lokal- und regionalgeschichtlichen Forschungen zu. Einige dieser Arbeiten untersuchen die sich verändernden Lebensbedingungen während des Krieges, nicht zuletzt auch die Beziehungen zwischen den Geschlechtern angesichts einer wachsenden Distanz zwischen Heimat und Front. Andere widmen sich den unterschiedlichen Phasen des Krieges, wobei vor allem der Kriegsausbruch intensive Beachtung fand. So wurde etwa der alte „Topos“ von einem einheitlichen „Augusterlebnis“ inzwischen grundsätzlich in Frage gestellt, bzw. erheblich differenziert. Tatsächlich kann von einer sorglosen „Begeisterung“ für den Krieg höchstens für den Bereich der anonymisierten Lebenswelt der Großstädte die Rede sein. Studien

²⁰ Reimann, *Große Krieg der Sprachen* (Anm. 18), S. 21f.

²¹ Vgl. Manfred Hettling/Michael Jeismann, Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.), *„Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch...“*. (Anm. 15), S. 175-198.

²² Neil Jakob, Kriegsbriefe, in: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Anm.7), S. 631f.

zum ländlichen Raum (Bayern) oder zu den Grenzregionen (Freiburg) weisen aus, dass die öffentliche Stimmung bereits in den ersten Tagen des Krieges starken Spannungen unterworfen war, die wiederum von örtlichen Gegebenheiten und schichtenspezifischen Bedingungen geprägt waren.²³

Die Historiographie der Mentalitäten und Alltagskultur wird seit einiger Zeit modifiziert und erweitert durch eine auch im internationalen Kontext inzwischen florierende „Kriegskultur“-Forschung. Im großen Thema der „Kriegskulturen“ fließen Mentalitäten, Erfahrungswelten, Propaganda und Ideologie wieder stärker zusammen, als dies in der genuinen „Kriegserlebnis-Forschung“ der 1980er Jahre der Fall war. Hierbei kann es sowohl um die Rolle der Intellektuellen, Wissenschaftler und Künstler im Krieg gehen als auch um die Ausformungen einer ganz spezifischen „Kriegsbewältigungs-Kultur“, wie sie inzwischen in einigen Studien über Formen der Trauer und/oder der kulturellen Verarbeitung des Weltkriegs, seiner Erinnerungsgeschichte, thematisiert worden sind. Zentrale Anstöße kamen dabei von dem amerikanischen Historiker George L. Mosse, dessen Arbeiten zum „Kult der Gefallenen“ und zum „Mythos des Kriegserlebnisses“ insbesondere auch in Deutschland (und Italien) starke Beachtung fanden.²⁴ Bedauerlicherweise hat die mutmaßlich bedeutendste Studie auf diesem Feld, die Muster kollektiver Wahrnehmungen, literarische Verarbeitungen und private Alltagserfahrungen verbindet – das viel gepriesene Werk des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Paul Fussell – in Deutschland bislang keine Nachahmer gefunden.²⁵ Gleichwohl scheint mir die Auseinandersetzung mit den Artefakten des Krieges und der Nachkriegszeit, den Bildern und Mythen, den „Gedächtnisorten“ (Pierre Nora), aber auch den steingewordenen Erinnerungen und Denkmälern inzwischen auf einen guten Weg gebracht. Insbesondere die Arbeiten von Reinhart Koselleck, Michael Jeismann und Sabine Behrenbeck sind überzeugende Beispiele für eine gelungene Darstellung der sich in Deutschland nach dem Ende des Weltkrieges vollziehenden Auseinandersetzung mit den Symbolen von Massentod und Gewalterfahrung.²⁶ Gleiches kann für die Dokumentation der

²³ Vgl. hierzu Benjamin Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923*, Essen 1997; Christian Geinitz, *Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft: Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914*, Essen 1998.

²⁴ George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland: nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993.

²⁵ Paul Fussell, *The Great War and Modern Memory*, London 1975.

²⁶ Reinhart Koselleck/Michael Jeismann (Hg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Mo-*

intellektuellen und ästhetischen Verarbeitungen der Kriegserfahrungen durch die Gelehrten, Schriftsteller und Künstler gelten, wo über den Kreis der literarischen und kulturellen Eliten hinaus nun auch weniger bedeutende, aber gleichwohl wirkungsmächtige Personen in Augenschein genommen werden.

Ebenen vergleichender Weltkriegsforschung

Verglichen mit dem Quantensprung in der Erforschung des Ersten Weltkriegs in Deutschland in den beiden Jahrzehnten nach der Fischer-Kontroverse nahmen sich die Entwicklungen in der Geschichtsschreibung zum Zweiten Weltkrieg zunächst relativ bescheiden aus. Zu Recht haben Thomas Kühne und Benjamin Ziemann jüngst noch einmal darauf hingewiesen, dass im Hinblick auf methodische und auch konzeptionelle historiographische Neuerungen der Zweite Weltkrieg lange Zeit im Windschatten früherer Kriege und Epochen gestanden habe.²⁷ Weder die nationalsozialistische Besatzungsherrschaft in Europa noch der rassenideologische Vernichtungskrieg im Osten gehörten zu jenen Forschungsfeldern, über die in den 1980er Jahren (auch nicht im so genannten „Historikerstreit“) öffentlich kontrovers debattiert wurde. In Ian Kershaws (gleichwohl vorzüglichem) Aufriss der Geschichtsinterpretationen und Kontroversen zum NS-Staat blieb der Zweite Weltkrieg sogar weitgehend ausgespart.²⁸ Der Krieg war historiographisch gleichsam zum Annex einer Betrachtung der nationalsozialistischen Herrschaft von 1933 bis 1939 geraten, seine Dimensionen und Grausamkeiten illustrierten einmal mehr den verbrecherischen Charakter des NS-Regimes und seines „Führers“. Ungeachtet der damals begonnenen oder bereits erschienenen internationalen Enzyklopädien und nationalen Gesamtdarstellungen des Weltkrieges schien der Krieg in der Wahrnehmung der meisten Historiker immer noch ein singuläres Dasein zu führen. Die informativen und gründlichen Forschungen außeruniversitärer historischer Einrichtungen in diesem Bereich – so etwa das Ende der 1970er Jahre begonnene Großprojekt des *Militärge-*

derne, München 1994; Sabine Behrenbeck, *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945*, Vierow 1996.

²⁷ Vgl. Thomas Kühne/Benjamin Ziemann, Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte, in: dies. (Hg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn u.a. 2000, S. 9-46.

²⁸ Ian Kershaw, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, Reinbek bei Hamburg 1988.

schichtlichen Forschungsamtes in Freiburg (heute Potsdam) „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“ – wurden als Handbücher und Referenz dankbar angenommen, ohne dass sich hieraus zunächst wissenschaftliche Herausforderungen für die Geschichtsschreibung des Zweiten Weltkriegs ableiteten.²⁹

Dies war im Übrigen keine ausschließlich auf Deutschland beschränkte Sicht. Auch in den westeuropäischen Geschichtsdarstellungen über die deutsche Besatzungsherrschaft und die Reaktion der Bevölkerungen stellte sich häufig ein eigentümlicher Paralleldiskurs ein: zwischen den endogenen Ereignissen als Konsequenzen eines zunehmend brutaler agierenden Okkupationsregimes einerseits und den exogenen Bedingungen eines zumeist fernen Krieges andererseits, dessen Auswirkungen auf die Menschen zur Erklärung ihres Verhaltens jedoch kaum betrachtet wurden. Diese Sichtweise trug nicht zuletzt zu der (vor allem, aber nicht nur in Frankreich, den Niederlanden und anderen west- und nordeuropäischen Ländern) jahrzehntelang vorherrschenden Dichotomie von Widerstand und Kollaboration, von Weiß und Schwarz ungeachtet aller Grautöne bei.

Erst allmählich setzte sich seit Beginn der 1990er Jahre in der deutschen wie internationalen Geschichtsschreibung eine veränderte Sicht des Zweiten Weltkriegs durch. In dem Maße, in dem die Historiker nach der gesellschaftlichen Basis des nationalsozialistischen Krieges zu fragen begannen, öffneten sie sich für eine weiter gehende Betrachtung des Weltkrieges jenseits der Rekonstruktion ereignis- und ideengeschichtlicher Zusammenhänge sowie der militärisch-operativen Abläufe.³⁰ Begünstigt wurden diese Forschungstendenzen zum einen durch die „Verlängerung“ einiger sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Untersuchungen über die sechs „Friedensjahre“ des NS-Systems hinaus bis zum Ende des Krieges und teilweise sogar bis in die Nachkriegszeit hinein.³¹ Zum anderen aber geschah dies auch durch eine energische Fokussierung auf die institutionellen und gesellschaftlichen Träger der Rassen- und Vernichtungspolitik, die bislang

²⁹ Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.), *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 1: *Ursachen und Voraussetzungen des Zweiten Weltkrieges*, Stuttgart 1979. Bis 2003 sind insgesamt sieben Bände samt div. Teilbänden erschienen.

³⁰ Vgl. Michael Geyer, Krieg als Gesellschaftspolitik. Anmerkungen zu neueren Arbeiten über das Dritte Reich im Zweiten Weltkrieg, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 26 (1986), S. 557-601; ders., Das Stigma der Gewalt und das Problem der nationalen Identität in Deutschland, in: Christian Jansen/Lutz Niethammer/Bernd Weisbrod (Hg.), *Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen*, Berlin 1995, S. 673-698.

³¹ Vgl. hierzu den detaillierten Forschungsbericht von Thomas Kühne, Der nationalsozialistische Vernichtungskrieg und die „ganz normalen“ Deutschen, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 39 (1999), S. 580-662.

weitgehend außerhalb der historischen Betrachtung der Verantwortlichkeiten für diese Politik und ihre praktische Umsetzung „vor Ort“ standen.³² Der Mord an den europäischen Juden war nicht länger eine Begleiterscheinung oder gar ein Seitenstrang des Weltkrieges, sondern stand im Zentrum einer weit umfassenderen Vernichtungspolitik, die – so der Bielefelder Historiker Thomas Kühne – „erst im Krieg ihre zerstörerische Gestalt sichtbar werden ließ und an deren Planung und Durchführung praktisch alle institutionellen Säulen des ‚Dritten Reiches‘ partizipierten“.³³

Damit erschienen der Krieg, seine militärischen und zivilen Träger sowie insbesondere seine barbarische Praxis im Osten und auf dem Balkan in einem veränderten und überaus grellen Licht. Mittlerweile stehen diese Themen im Mittelpunkt des Interesses, dank vorzüglicher Studien über die Praxis des rassistischen Vernichtungskrieges in Osteuropa (etwa in den Arbeiten von Thomas Sandkühler, Dieter Pohl, Christian Gerlach und Bernhard Chiari),³⁴ aber auch befördert durch sowohl öffentlich wie innerhalb der historischen Wissenschaft geführte Debatten und Kontroversen (Stichworte: Goldhagen, Wehrmachts-Deserteure, Denunziationen) und medial inszenierte „Kriegsjubiläen“ (1995: Kriegsende 1945, 2003: Stalingrad). Nicht zuletzt auch der Meinungsstreit über die so genannte *erste* „Hamburger Wehrmachtsausstellung“ von 1995 bis 1999 und die hierdurch angestoßenen öffentlichen Reaktionen und wissenschaftlichen Nachfragen haben dafür gesorgt, dass das Wissen in der Bevölkerung (auch in der „Kriegsgeneration“) um die Involvierung der Wehrmacht als Institution und von Teilen ihrer Angehörigen in die verbrecherische Politik des NS-Regimes fundierter und transparenter geworden ist.³⁵

³² Zuletzt hierzu Christopher Browning, *Die Entfesselung der „Endlösung“*. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942, München 2003; vgl. auch Peter Longerich, *Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenvernichtung*, München 1998.

³³ Kühne, Vernichtungskrieg (Anm. 31), S. 593.

³⁴ Bernhard Chiari, *Alltag hinter der Front. Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weißrußland 1941-1944*, Düsseldorf 1998; Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde: die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941-1944*, Hamburg 1999; Dieter Pohl, *Von der „Judenpolitik“ zum Judenmord: der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939-1944*, Frankfurt a.M. 1993; Thomas Sandkühler, *„Endlösung“ in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsaktionen von Bertold Beitz 1941-1944*, Bonn 1996; siehe auch die materialgesättigte Studie von Christoph Rass, *„Menschenmaterial“: Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939-1945*, Paderborn u.a. 2003.

³⁵ Vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Eine Ausstellung und ihre Folgen. Zur Rezeption der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“*, Hamburg 1999.

Der hierbei festzustellende veränderte Umgang nachgeborener Generationen mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs war im Übrigen keineswegs auf Deutschland beschränkt, sondern hat sich – dies sei hier ausdrücklich angemerkt – auch in anderen europäischen Ländern, gewiss mit eigenen Themen und unter anderen Bedingungen, vollzogen. Dies gilt insbesondere für jene Länder wie Frankreich, die Niederlande, die Schweiz und Schweden, deren Bürokratien und Banken in die nationalsozialistischen Untaten während des Krieges verstrickt waren.³⁶

Wo steht die erneuerte Geschichtsschreibung zum Zweiten Weltkrieg heute? Die Forderung des Hamburger Historikers Bernd Wegner nach einer „Sozialgeschichte des Schlachtfeldes“, die er 1990 noch außerhalb des Blickfeldes der deutschen Sozial- und Militärgeschichtler wählte, scheint inzwischen auf den Weg gebracht, ebenso wie die von vielen Seiten seinerzeit angemahnte Geschichte des zivilen und militärischen Alltags.³⁷ Dazu aber war es notwendig, dass sich nun auch die Historiker des Zweiten Weltkrieges jener Ansätze und Fragestellungen bedienen, mit denen ihre Forscherkolleginnen und -kollegen zum Ersten Weltkrieg inzwischen gelernt hatten, erfolgreich umzugehen: mit-hin alltags-, mentalitäts-, geschlechter-, kultur- und erfahrungsgeschichtlichen Konzeptionen und Methoden.

Die im Herbst 1999 vom *Militärgeschichtlichen Forschungsamt* publizierte Anthologie „Die Wehrmacht – Mythos und Realität“ ist ein guter Indikator dafür, wie weit sich inzwischen auch die Historiker des Zweiten Weltkriegs dieser neuen bzw. gewandelten Ansätze zu einer „Kriegsgeschichte mit zivilistischem Anspruch“ (Gerd Krumeich) bedienen.³⁸ Neben erprobten und konventionellen Artikeln befassen sich eine Anzahl Beiträge dieses Werks auch mit Fragestellungen zu Mentalitäten und Kriegsalltag. Nahezu alle diese Aufsätze basieren auf inzwischen vorliegenden oder kurz vor dem Abschluss stehenden Dissertationen und Habilitationen. Auf zwei dieser Abhandlungen möchte ich

³⁶ Vgl. hierzu u.a. Gerard Aalders, *Geraubt! Die Enteignung jüdischen Besitzes im Zweiten Weltkrieg*, Köln 2000; Marc Olivier Baruch, *Servir l'État français. L'administration en France de 1940 à 1944*, Paris 1997; *Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg*, Zürich 2002.

³⁷ Bernd Wegner, *Kriegsgeschichte – Politikgeschichte – Gesellschaftsgeschichte. Der Zweite Weltkrieg in der westdeutschen Historiographie der siebziger und achtziger Jahre*, in: Jürgen Rohwer/Hildegard Müller (Hg.), *Neue Forschungen zum Zweiten Weltkrieg: Literaturberichte und Bibliographien*, Koblenz 1990, S. 102-129, hier S. 111.

³⁸ Vgl. dazu Gerd Krumeich, *Militärgeschichte für eine zivile Gesellschaft*, in: Christoph Cornelißen (Hg.), *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, Frankfurt a. M. 2000, S. 178-193.

besonders hinweisen, scheinen sie mir doch geradezu paradigmatisch zu sein für die neue Erforschung der Wahrnehmung und Erfahrung des Zweiten Krieges durch jene Angehörige der Wehrmacht, die wir gemeinhin den „einfachen Soldaten“ zurechnen. Allerdings – dies gilt es zuvor kritisch zu bemerken – ist der „Krieg des kleinen Mannes“ (Wolfram Wette) immer auch der Krieg jener politischen und militärischen Entscheidungsträger, die für diesen Krieg und seine Führung in erster Linie die Verantwortung trugen. Die Kriegserfahrungen einfacher Soldaten lassen sich ohne einen Blick auf die Entscheidungen und Verhaltensweisen der vorgesetzten Offiziere nicht angemessen darstellen.

Erwähnung verdient zunächst die Untersuchung von Thomas Kühne über „Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht“ (ein Bielefelder Habilitationssprojekt). Gestützt auf Omer Bartovs Theorie einer „Barbarisierung der Kriegführung“ unter den Bedingungen des Ostkriegs und die Primärgruppentheorie von Edward Shils und Morris Janowitz zieht Kühne eine direkte Verbindung zwischen dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Soldaten und dem sich vollziehenden Brutalisierungsprozess.³⁹ Zeitnahe biographische Zeugnisse wie Feldpostbriefe und Tagebücher legen die Vermutung nahe, dass sich beides beeinflusst und sogar verstärkt hat. Mit der propagandistischen Entfaltung des natürlich sehr viel älteren Kameradschaftsmythos stellte die NS-Ideologie gleichsam einen „Setzkasten“ (Kühne) bereit, aus dem sich fanatische Nationalsozialisten ebenso bedienen konnten wie jene Soldaten, die ihrem Kriegseinsatz einen unpolitischen Sinn zu verleihen suchten. Indem die Werte der Kameradschaft und Ritterlichkeit fast ausnahmslos auf die Angehörigen der eigenen sozialen Gruppe, der „Volksgemeinschaft“, bezogen wurden („der Russe ist kein Kamerad!“), wirkten sie als zusätzliche Aggregate für die sich steigernde Brutalisierung des Krieges.

Auch der Historiker Klaus Latzel (ebenfalls Bielefeld) plädiert in einem Aufsatz dafür, Feldpostbriefe des Zweiten Weltkriegs (wie sie als Lebensdokumente etwa im *Berliner Feldpostarchiv* oder der *Stuttgarter Bibliothek für Zeitgeschichte* lagern) zur Erhellung der „Innenansichten“ von Wehrmachtsangehörigen und deutscher Gesellschaft zu nut-

³⁹ Thomas Kühne, Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht: Mythos und Realität*, München 1999, S. 534-549; ders., Vernichtungskrieg (Anm. 31), S. 625ff.

zen.⁴⁰ Am Beispiel der Dialektik von tradierten bürgerlichen Hygiene- und Reinlichkeitsvorstellungen im Gewande einer propagierten „Normalität“ einerseits und der nationalsozialistischen Rassenideologie andererseits gelingt Latzel beispielsweise der Nachweis, dass die in den Feldpostbriefen häufig anzutreffende Entsprechung von „deutsch“ und „sauber“ unter den Bedingungen der deutschen Kriegführung im Osten zugleich das Einfallstor für rassistische Feindbilder abgeben konnte. Das Beispiel weist, ohne dass der Autor dies thematisiert, auf das Fortbestehen entsprechender Deutungsmuster in den deutschen Nachkriegsgesellschaften hin.

Die Beiträge von Kühne und Latzel unterstreichen einmal mehr die große Bedeutung personenbezogener Dokumente für die Interpretation soldatischer Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, wobei sie allerdings auch deren quellenspezifische Grenzen markieren, etwa wenn es um die Annahme einer direkten Umsetzung dieser Deutungen geht. Ob und in welchem Ausmaß die NS-Ideologie oder einzelne ihrer Elemente für die deutschen Soldaten handlungsleitend wurden, ist letztlich allein auf der Basis der privaten Kommunikation nicht zu entscheiden. Hierzu bedarf es der Erkundung zusätzlicher Umstände wie etwa der operativen und situativen Bedingungen im Einsatzgebiet und damit der Heranziehung weiterer (insbesondere militärischer) Dokumente und Nachweise. Die Quelle „Feldpost“ erzwingt (ähnlich wie dies für die Verwendung des Mediums Foto gilt) geradezu die Kontextualisierung der in ihr enthaltenen subjektiven Informationen.

Eine weitere Möglichkeit der Analyse soldatischer „Deutungs- und Handlungsdispositionen“ (Anne Lipp) besteht in der Erforschung der Verweigerungsformen in der Wehrmacht. Welches waren die Motive und Umstände, die vermutlich weit über 100.000 deutsche Soldaten dazu veranlassten, ihre Einheiten zu verlassen, unterzutauchen oder sich, beispielsweise durch Selbstverstümmelung, einem militärischen Einsatz zu entziehen? Auch wenn es sich – verglichen etwa mit den Größenordnungen am Ende des Ersten Weltkriegs – keineswegs um ein massenhaftes Phänomen gehandelt hat, so könnte eine breitere sozialgeschichtlich orientierte Sicht unterschiedlicher Verweigerungsformen zugleich grundsätzliche Erkenntnisse über Integration, Zusammenhalt und

⁴⁰ Klaus Latzel, Wehrmachtssoldaten zwischen „Normalität“ und NS-Ideologie, oder: Was sucht die Forschung in der Feldpost?, in: ebd., S. 573-588; ders., *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegererlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945*, Paderborn u.a. 1998, bes. Kap. 8.

Kampfmotivation der Soldaten zulassen. Zu Recht hat der Bochumer Historiker Benjamin Ziemann einen „normativ verengten Widerstandsbegriff“ als ausschließlichen Erklärungsansatz für die Desertion kritisiert und in diesem Zusammenhang auf den hohen Anteil von „Außenseitern“ – vor allem „Volksdeutschen“ und Angehörigen zwangsrekrutierter Nationalitäten – unter den „Fahnenflüchtigen“ verwiesen.⁴¹ Andererseits stellt sich erneut, angesichts eines bis in die letzten Kriegstage vorherrschenden erstaunlichen Grades an Kohäsion, die Frage nach den primären Mechanismen dieses Zusammenhaltes in der Extremsituation des Krieges. Ob die Erfahrung der Kameradschaft (im Sinne der Interpretation von Thomas Kühne) oder vielleicht die Einbindung in eine kollektive Täter- und Opfergemeinschaft ursächlich waren, bleibt als Ergebnis der gegenwärtigen Forschungen (beispielsweise auf der militärischen Ebene der Divisionen) abzuwarten.

Die Arbeiten von Thomas Kühne und Klaus Latzel – es ließen sich noch weitere Namen und Forschungsfelder nennen: etwa René Schilling über den NS-Heldenkult oder Birthe Kundrus über Frauen in der Wehrmacht⁴² – weisen auf analoge oder entsprechende Studien zum Ersten Weltkrieg hin: so etwa auf die Arbeiten von Bernd Ulrich über die „Feldpost“ während und nach dem Ersten Weltkrieg, von Christoph Jahr über die deutschen und englischen Deserteure, von Anne Lipp über Meinungslenkung im Krieg oder von Ute Daniel über die Arbeiterfrauen zwischen 1914 und 1918. Die Hamburger Historikerin Birthe Kundrus hat übrigens eine Untersuchung vorgelegt, die sich der Gruppe der „Kriegerfrauen“ und den Themen Familienpolitik und Geschlechterbeziehungen in Deutschland in *beiden* Weltkriegen widmet.⁴³

Womit wir wieder bei der eingangs gestellten Frage nach der thematischen Klammer der kriegerischen und zivilistischen „Parallelaktionen“ (in Anlehnung an Robert Musil) für die Weltkriege sind. Welche Schneisen vermag der Historiker zwischen den histori-

⁴¹ Benjamin Ziemann, *Fluchten aus dem Konsens zum Durchhalten. Ergebnisse, Probleme und Perspektiven der Erforschung soldatischer Verweigerungsformen in der Wehrmacht 1939-1945*, in: ebd., S. 589-613.

⁴² René Schilling, *Die „Helden der Wehrmacht“ – Konstruktion und Rezeption*, in: ebd., S. 550-572; Birthe Kundrus, *Nur die halbe Geschichte. Frauen im Umfeld der Wehrmacht zwischen 1939 und 1945 – Ein Forschungsbericht*, ebd., S. 719-735.

⁴³ Ulrich, *Augenzeugen* (Anm. 19); Christoph Jahr, *Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914-1918*, Göttingen 1998; Anne Lipp, *Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914-1918*, Göttingen 2003; Ute Daniel, *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989; Birthe Kundrus, *Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg*, Hamburg 1995.

schen Wirklichkeiten der beiden Weltkriege zu schlagen? Der Potsdamer Historiker Bruno Thoß hat jüngst in einer überaus reflektierten Einleitung zu einem Sammelband des *Militärgeschichtlichen Forschungsamts* drei theoretische Vergleichsebenen zu einer gemeinsamen Betrachtung dieser historischen Großereignisse vorgeschlagen:⁴⁴

1. die *Ausweitung* von kriegerischer Gewalt – und zwar sowohl hinsichtlich der technischen Mittel wie der Methoden – unter den Bedingungen einer industriellen Kriegführung;
2. die *räumliche Ausbreitung* des Krieges in den europäischen Großraum, bei der sich die Deutschen stets einer Übermacht an Feinden gegenüber sahen. Diese sehr realen wie aber auch eingebildeten Konfrontationen führten dazu, dass sich u.a. ihre Erfahrungen von fremden kulturellen Räumen und deren Menschen radikal veränderten;
3. die *Entgrenzung* des Krieges als gesellschaftlicher Prozess, der die soziale Realität an der Heimatfront ebenso beeinflusst hat wie den Kampf um die Deutung des Kriegserlebens. Hierzu gehören m. E. auch die nach beiden Weltkriegen geführten Selbstviktimisierungsdebatten und das besonders in Deutschland ausgeprägte Unvermögen, die Leiden und Opfer der anderen Seite anzuerkennen.

Die von Bruno Thoß entwickelten Parameter sind auch deshalb sinnvoll und weiterführend, weil sie nicht nur die Kriegsergebnisse und -realitäten abbilden, sondern auch die kulturellen Bedingungen widerspiegeln, die die Kriegführung und die Kriegserfahrungen in einem hohen Maß geprägt haben. Auffällig ist, dass die Vergleichsebenen alleamt Prozesse der Ausweitung und Entgrenzung benennen, und zwar in ihren räumlichen, militärischen, gesellschaftlichen sowie mentalen Dimensionen. Für den Ersten Weltkrieg stellen der unbegrenzte U-Boot-Krieg, die britische Hungerblockade, die Bombardierungen feindlicher Städte durch Artillerie und Flugzeuge, die systematischen Zerstörungen der Infrastruktur und der Landschaft (etwa beim deutschen Rückzug von

⁴⁴ Bruno Thoß, Die Zeit der Weltkriege – Epochen als Erfahrungseinheit?, in: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg: ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, 1914-1945*, Paderborn u.a. 2002, S. 7-30.

der Summe) sowie der Einsatz von Giftgas zweifellos Elemente einer Entgrenzung des Krieges und der dabei angewandten militärischen Methoden dar.

Zu fragen ist allerdings, ob sich nicht noch eine vierte Vergleichsebene in unsere Betrachtung der Weltkriege einbringen lässt: die ideologische und propagandistische Vorbereitung dieser Kriege durch staatliche und gesellschaftliche Instanzen und Personen in der Zeit vor 1914 sowie in der Zwischenkriegszeit. Hierzu zwei Beispiele: Mit seinem Argument, dass Deutschland das Risiko eines künftigen Krieges in Europa nicht scheuen dürfe, da in einem solchen Krieg über die künftige politische und kulturelle Gestaltung des Kontinents entschieden werde, traf sich der preußische Militärschriftsteller Friedrich von Bernhardi mit den Ansichten der wilhelminischen Eliten wie auch weiter Kreise des national-konservativen Bürgertums.⁴⁵ Ebenso lieferte Erich Ludendorff mit seinen Forderungen nach einem „totalen Krieg“ den „Gewaltmenschen“ (Volker Berghahn) der Zwischenkriegszeit Ideen und Konzepte für ihre zukünftigen Taten. Ähnlich wie Ludendorff argumentierte auch Ernst Jünger in einem Essay von 1931 mit dem Titel „Die totale Mobilmachung“, mit dem er vor allem auf die mentale Disposition der Menschen zielte.⁴⁶ Zu Recht weist der in New York lehrende Historiker Volker Berghahn in einer knappen, gleichwohl sehr gehaltvollen Studie über „Europa im Zeitalter der Weltkriege“ auf die Bedeutung dieser geistigen „Mobilmachung im Frieden“ für die spätere Entfesselung und Entgrenzung der Gewalt im Zweiten Weltkrieg hin.⁴⁷

Fraglos beschreiben zumindest einige dieser Vergleichsebenen zugleich Elemente einer Kriegführung und kriegerischen Praxis, die von einigen deutschen und amerikanischen Historikern in den letzten Jahren mit dem (inzwischen beinahe inflationär gebrauchten) Begriff des „totalen Krieges“ belegt werden: die Zerstörung des militärischen und ökonomischen Potentials des Gegners, seine völlige Demoralisierung durch propagandistische wie kriegerische Mittel und schließlich – im extremen Fall – die Dezimierung von Teilen der feindlichen Bevölkerung durch Hunger, Arbeit und physische Vernichtung.⁴⁸

⁴⁵ Friedrich von Bernhardi, *Deutschland und der nächste Krieg*, Stuttgart 1912.

⁴⁶ Ernst Jünger, *Die totale Mobilmachung*, Berlin 1931.

⁴⁷ Volker Berghahn, *Europa im Zeitalter der Weltkriege: die Entfesselung und Entgrenzung der Gewalt*, Frankfurt a.M. 2002.

⁴⁸ Vgl. Roger Chickering/Stig Förster (Hg.), *Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front*, Cambridge 2000.

Der in Bern lehrende deutsche Historiker Stig Förster hat diesem Katalog *totaler Kriegsmethoden* noch zwei weitere Kategorien angefügt: das Vorhandensein *totaler Kriegsziele*, die „von der Forderung nach bedingungsloser Unterwerfung des Feindes bis zu dessen physischer Ausrottung“ variieren können, sowie das Vorhandensein einer *totalen Kontrolle*, mit der der Staat in alle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bereiche eingreift, um „sie ausschließlich nach der von der Führung propagierten totalen Kriegsanstrengung auszurichten“.⁴⁹ Sowohl das so genannte Hindenburg-Programm von 1916 als auch die Innenpolitik der Regierung Lloyd-George weisen – so Förster – bereits Merkmale einer versuchten totalen Mobilisierung aller verfügbaren Ressourcen auf. Auch für Frankreich lassen sich ähnliche Tendenzen feststellen, doch sind sie hier eher für die mentale und ideologische Kriegführung charakteristisch.

Das Schlagwort vom „totalen Krieg“ charakterisiert – und dies ist bezeichnend – zunächst einmal die *Kriegserfahrungen* und *Kriegsdeutungen* an den Heimatfronten des Ersten Weltkriegs, wodurch noch einmal der ursprünglich zivilistische Charakter des Begriffs unterstrichen wird. Der Begriff wurde zuerst 1917 – dies zeigt die Berliner Historikerin Gundula Bavendamm in einer soeben veröffentlichten Studie über die französische Innenpolitik während des Ersten Weltkriegs auf⁵⁰ – in denunziatorischer Absicht von der französischen Rechten (dem Journalisten Léon Daudet) verwendet. Erst im letzten Kriegsjahr und dann nach dem Krieg bemächtigten sich die Militärs (vor allem Ludendorff) dieses Begriffs, dessen Bedeutung sie sogleich in die Zukunft projizierten.

Eine pauschale Anwendung des Begriffs „totaler Krieg“ auf den Ersten Weltkrieg verbietet sich allein schon deshalb, weil er die bestehenden Unterschiede zwischen den militärischen und den heimatlichen Fronten einerseits sowie zwischen den beiden Weltkriegen andererseits verwischt. Denn während die skizzierten Elemente des „totalen Krieges“ im Ersten Weltkrieg größtenteils stecken blieben bzw. gänzlich scheiterten, traten sie im Zweiten Weltkrieg wesentlich stärker in Erscheinung. Insgesamt dürfte jedoch erst der internationale Vergleich zeigen, welche Bereiche (Wirtschaft, Rüstung, Propaganda) sich unter den Bedingungen der Weltkriege insgesamt „totaler“ entwickelten als andere, und so präzise Festlegungen möglich machen. Ich vermute einmal, dass

⁴⁹ Stig Förster, *Totaler Krieg*, in: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Anm. 7), S. 924ff.

⁵⁰ Gundula Bavendamm, *Spionage und Verrat. Konspirative Kriegserzählungen und französische Innenpolitik, 1914-1917*, Essen 2004.

sich angesichts der festzustellenden Divergenzen hinsichtlich des Grades der Mobilisierung der Ressourcen wie auch der Gewalterfahrungen der Menschen durchaus Argumente für eine „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ im Ersten Weltkrieg finden lassen, die uns veranlassen könnten, einige der bislang akzeptierten Kategorien von „Totalität“ noch einmal zu überdenken.⁵¹

Abschließend möchte ich noch auf einen Aspekt der vergleichenden Geschichtsschreibung beider Weltkriege hinweisen, mit dem sich die Historiker, insbesondere die deutschen, bislang schwer getan haben: die vergleichende Betrachtung der genozidalen Kriegführung bzw. der Realisierung von Genoziden im Kontext der beiden Weltkriege. Der Völkermord der Türken an den Armeniern fand im Ersten Weltkrieg statt, der Mord an den europäischen Juden lässt sich ohne die besonderen Bedingungen des deutschen Rasse- und Vernichtungskrieges im Osten und Südosten Europas (also nicht nur in der Sowjetunion und nicht erst seit Juni 1941) kaum denken. Beide Genozide waren ein Ergebnis extremer kriegerischer Gewaltausübung, vor allem aber waren sie ein Produkt moderner Ausgrenzungs- und Vernichtungsideologien, gleichsam Resultat eines „genozidalen Programms“.⁵² Dennoch wird sich, was den Ersten Weltkrieg betrifft, nur schwerlich eine kausale Verbindung zwischen der „Tendenz zum totalen Krieg“ (Förster) und der genozidalen Praxis (Deportationen und Zwangsumsiedlungen) im osmanischen Reich herstellen lassen. Zu fragen bleibt dennoch nach den gesellschaftlichen, politischen und militärischen Umständen ebenso wie nach den diese begünstigenden ideologischen und mentalen Dispositionen, die den Völkermord an den Armeniern *realiter* und als Modell (das jedoch nicht voll verwirklicht wurde) möglich werden ließen. Hitlers angebliche Bemerkung vor hohen Generälen am 22. August 1939 – „Wer redet heute noch von der Vernichtung der Armenier?“ – bezog sich allerdings nicht auf den Holocaust (der zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs beschlossen war), sondern auf die Art und Weise der kommenden Kriegführung gegenüber der polnischen Zivilbevölkerung.⁵³ Dennoch sehe ich, was die nationalsozialistische Kriegführung angeht, sehr

⁵¹ Vgl. hierzu Dietrich Beyrau, *Schlachtfeld der Diktatoren: Osteuropa im Schatten von Hitler und Stalin*, Göttingen 2000.

⁵² Vgl. Robert Melson, *Revolution and Genocide: On the Origins of the Armenian Genocide and the Holocaust*, Chicago/London 1992; hierzu auch Gerhard Hirschfeld, Der Völkermord im zwanzigsten Jahrhundert – Plädoyer für eine vergleichende Betrachtung, in: Hartwig Hummel (Hg.), *Völkermord – friedenswissenschaftliche Annäherungen*, Baden-Baden 2001, S. 78-90.

⁵³ Vgl. Norman N. Naimark, *Flammender Hass. Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert*, München

wohl gewisse Vorläufer und Analogien im Ersten Weltkrieg, seien es die von dem amerikanischen Historiker Vejas Gabriel Liulevicius geschilderten Phantasmagorien und Umsetzungen eines deutschen Militärstaats in „Oberost“ durch General Ludendorff oder die Praxis des deutschen „Franktireurskriegs“ im besetzten Belgien und Nordfrankreich im Herbst 1914, wie sie jüngst von den Dubliner Historikern John Horne und Alan Kramer eindrucksvoll beschrieben wurden.⁵⁴ Aber auch hier lassen sich möglicherweise Elemente einer „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ feststellen, die allerdings noch der weiteren Prüfung und Verifizierung harren.

Prof. Dr. Gerhard Hirschfeld

*Bibliothek für Zeitgeschichte
Konrad-Adenauer-Straße 8
70173 Stuttgart*

Zitierempfehlung:

Gerhard Hirschfeld, Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg: Kriegserfahrungen in Deutschland. Neuere Ansätze und Überlegungen zu einem diachronen Vergleich, in: Zeitgeschichte-online, Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsordnung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs, Mai 2004,
URL: <<http://www.zeitgeschichte-online.de/md=EWK-Hirschfeld>>

2004, S. 77.

⁵⁴ Vejas Gabriel Liulevicius, *Kriegsland im Osten: Eroberung, Kolonisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg*, Hamburg 2002; John Horne/Alan Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel 1914: die umstrittene Wahrheit*, Hamburg 2004.